# POLITIK

PETTERIK WIGGERS/PANOS PICTURES

Mit der Kraft des eiskalten Wassers kämpft Priester Bahtawi Gabriel Medhin in Äthiopien gegen Aids, Blindheit und Lähmungen

## Auf zum Wunderheiler!

Scharlatane profitieren in Äthiopien vom Leid der Verzweifelten. Sie versprechen, mit heiligem Wasser unheilbaren Krankheiten beizukommen. Ein Selbstversuch

- Auf dem äthiopischen Berg Entoto hat sich so etwas wie das afrikanische Lourdes entwickelt
- Der Superstar unter den Wunderheilern nimmt immerhin kein Geld für seine Behandlung

**PHILIPP HEDEMANN**
IN ADDIS ABEBA

Tigest schreit, als sei der Leibhaftige hinter ihr her. Die ausgemergelte Frau zuckt wie bei einem epileptischen Anfall, rudert mit den dünnen Ärmchen. Nur mit einer Unterhose bekleidet, kauert sie im Morgengrauen unter freiem Himmel neben sechs weiteren nackten Frauen, als Priester Bahtawi Gabriel Medhin ihr aus einem gelben Plastikkanister eiskaltes Wasser auf den Kopf gießt. Er presst ihr ein großes hölzernes Kreuz an die Stirn und redet eindringlich auf sie ein. Mit Sebel, dem heiligen Wasser, treibt der orthodoxe Priester Tigest den Teufel aus und heilt sie. Von Aids. Das glaubt die von der unheilbaren Krankheit gezeichnete Frau zumindest. Dafür wohnt sie seit Monaten bei dem Mann, der sich mit einer grünen Regenhose gegen die eiskalten Wasserspritzer schützt.

Nachdem der letzte Schwall aus dem Kanister auf Tigests sorgsam geflochtene Zöpfe geprasselt ist, hört die in der Kühle des Morgens zitternde Frau auf zu schreien, streift sich ein zerschlissenes Kleid über, verbeugt sich tief vor dem Priester und schleicht sich auf wackeligen Beinen davon.

Warum hat die Frau so schrecklich geschrien, frage ich. „Sie hat nicht geschrien. Es war der Teufel, der in ihr wohnt. Das Sebel hat ihn verbrannt. Er wird ihren Körper bald verlassen“, antwortet der Wunderheiler. Der 45-Jährige hat keine Zeit zu verlieren. Ein Dutzend Männer und Frauen wollen sich heute Morgen noch von Dämonen und Krankheit befreien. Die erste Gruppe Aidskranker, Lahmer, Blinder und vom Teufel Besessener hat der orthodoxe Priester auf dem Entoto, einem 3200 Meter hohen heiligen Berg oberhalb der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba, bereits um drei Uhr nachts abgefertigt. Im Gegensatz zu den Kranken der Sieben-Uhr-Schicht haben sie noch einen Job, müssen deshalb mitten in der Nacht behandelt werden.

Bahtawi Gabriel Medhin ist nicht der einzige Scharlatan, der in Äthiopien verzweifelten Menschen verspricht, sie mit heiligem Wasser von unheilbaren Krankheiten zu heilen. Aber er ist so etwas wie der Superstar unter den Wunderheilern, die Zahl seiner Jünger wächst stetig, aus der ganzen Welt pilgern sie mittlerweile auf den Entoto. Der heilige Berg ist so etwas wie das Lourdes Äthiopiens, nur dass die Pilger nicht in Bussen und Flugzeugen, sondern zu Fuß und auf lange Stäbe gestützt kommen.

In seinem kleinen, mit Heiligenbildern vollgestopften Büro hat der Priester mit alterschwachen Filzstiften eine Statistik auf Millimeterpapier gemalt. Im Jahr 1998 kamen 404 „Patienten“, 2003 waren es bereits 11 301, bis zum Jahr 2005 waren schon 431 000 dort. Vor sechs Jahren hörte der Priester auf zu zählen. Vielleicht, weil die Zahlen ohnehin nie stimmten. „Alle, die die Behandlung bis zum Ende durchgezogen haben, konnte ich heilen“, sagt Bahtawi Gabriel Medhin. Als Beweis kramt er eine Mappe mit zerknitterten Dokumenten hervor: „Solomon G., HIV-positiv“. Abgestempelt von einem Krankenhaus in Addis Abeba. Dahinter hat der Priester einen weiteren, ebenfalls vom Krankenhaus abgestempelten Wisch geheftet: „Solomon G., HIV-negativ“. Zwischen den beiden Tests war Solomon G. bei Bahtawi Gabriel Medhin. Nicht selten passiert es im medizinisch katastrophal unterversorgten Äthiopien, in dem schätzungsweise zwei Millionen HIV-Infizierte leben, dass Blutproben verwechselt und Tests schlampig durchgeführt werden. Das aber will der Heiler nicht gelten lassen.

„Das Wasser ist von Gott und dem Kreuz Jesu geheiligt. Schon im 5. Kapitel Johannes steht, dass es jeden heilen kann, mit welcherlei Seuche er behaftet ist“, sagt der Priester. Nur den Lahmen empfiehlt er, nicht zu kommen. Zu beschwerlich sei der Weg zum heiligen Wasser, meint der Priester – zu offensichtlich die Wirkungslosigkeit der Wassertherapie, meinen seine Kritiker.

„Wer die Kraft des Wassers bestreitet, bestreitet die Existenz Gottes“, sagt der Priester. Im streng religiösen Äthiopien ein Totschlagargument.

Niemand aus der Karawane der Kranken, die sich im Morgengrauen auf einem steilen Pfad zum heiligen Wasser schleppt, würde sich dazu versteigen, die Existenz Gottes infrage zu stellen. Gott und sein Knecht Bahtawi Gabriel Medhin sind die einzige Hoffnung, die ihnen geblieben ist – und hier stirbt die Hoffnung tatsächlich zuletzt.

Unter den Verzweifelten sind auch der Soldat Mulugeta und seine Frau Hiwot. Die 25-Jährige hat sich mit einem ehemals weißen Tuch ihren dreijährigen Sohn Abebe auf den Rücken gebunden. Mit weit aufgerissenen Augen starrt der Junge mit dem Gesicht eines Greises in den Himmel. Nirgendwo bleibt der leere Blick haften. Der Junge wimmert. Nur ein für seinen kleinen Körper viel zu tiefes Husten unterbricht alle paar Sekunden das Stöhnen. „Am Sonntag hatte Abebe Schmerzen im Bein, am Dienstag war er vom Hals abwärts gelähmt. Er hat so furchtbare Schmerzen“, erzählt sein Vater mit Tränen in den Augen, während er zärtlich das dünne Bein seines Sohnes streichelt, das schlaff am ausgemergelten Körper des Kindes baumelt. Drei Tage irrten der Soldat und seine Frau aus der Provinzhauptstadt Debre Zeyit mit ihrem Kind durch die Krankenhäuser der Hauptstadt. Doch kein Arzt konnte sagen, was dem Kind fehlte. Schließlich hörten Mulugeta und seine Frau vom heiligen Wasser.

> „Im Vergleich zu Gottes Allmacht ist die Wissenschaft sehr klein“
>
> **Bahtawi Gabriel Medhin,** äthiopischer Priester und selbst ernannter Wunderheiler

Nach fünfzehn Minuten Fußmarsch sind die verzweifelten Eltern im Talgrund angekommen. Dort steigt das Wasser, an das sie all ihre Hoffnung knüpfen, aus dem Bauch des Berges ans fahle Morgenlicht. In einer aus Plastikplanen und Wellblech zusammengezimmerten Kirche haben sich bereits Hunderte Kranke eingefunden. Als die in gelbes Ölzeug gewandeten Priester das eiskalte Wasser auf eng zusammengepferchte nackte Frauen schütten, setzt ein gewaltiges Schreien und Wehklagen ein. Mit irrem Blick geht eine junge Frau auf einen der Priester los. Zwei Adjutanten müssen die 28-Jährige mit den aufgeschürften Knien festhalten, während der Priester ihr mit einem großen Holzkreuz auf den Rücken schlägt und ihr einen weiteren Kanister eiskaltes Wasser auf den Kopf kippt. „Es tut mir so leid, dass ich auf den Priester losgegangen bin. Aber das war nicht ich, das waren die Teufel“, erzählt die junge Frau später.

Im hundertfachen Geschrei der Aidskranken und vom Teufel Besessenen trägt Mulugeta sein gelähmtes Kind zu einem Priester. Eine Gruppe Pilger schart sich um Vater, Sohn und Prediger, ein heftiger Streit bricht aus. Der Prediger meint, das heilige Wasser sei die einzige Rettung, die Pilger meinen, das halb tote Kind werde die eiskalten Güsse nicht überleben. „Das heilige Wasser kann viel, aber dieses Kind können nur noch Infusionen retten“, sagt Wahid. Der Lastwagenfahrer unterzog sich selbst drei Jahre lang den rituellen Waschungen, trank täglich fünf Liter des heiligen Wassers. „Danach war ich HIV-negativ, den Test habe ich zu Hause“, erzählt der junge Vater.

Ich fahre Mulugeta und Hiwot mit ihrem kranken Kind ins Black Lion Hospital, das größte Krankenhaus Addis Abebas. Die Ärzte geben dem Kind, das dem Tod näher als dem Leben ist, sofort Infusionen. Vier Tage später wird Abebe entlassen. Vater Mulugeta, der von den „Scharlatanen“ im Krankenhaus nie viel hielt, kehrt mit seinem Kind auf den Entoto zurück, setzt die Behandlung mit heiligem Wasser fort. Acht Wochen später erzählt er überglücklich: „Abebe kann wieder gehen, essen, sprechen. Nur Hände und Rücken sind noch etwas steif. Im Krankenhaus haben sie mir erzählt, was mein Sohn angeblich hatte und mir Medikamente gegeben. Die Ärzte haben fast 500 Birr (umgerechnet knapp 20 Euro) genommen, der Priester nichts. Ich bin mir sicher, dass das heilige Wasser meinen Jungen geheilt hat.“

Die Mär vom Sebel hat sich mittlerweile unter den Verzweifelten dieser Welt rumgesprochen. Der Priester in den billigen chinesischen Plastikbadelatschen will schon Patienten aus den USA, Südafrika, Russland und Israel geheilt haben. Einen Sudanesen will er an einem Tag von Aids befreit, eine heroinabhängige Deutsche von ihrer Drogensucht erlöst haben. Einem deutschen Elektriker will er die verkrüppelte Wirbelsäule gestreckt, einem britischen Arzt einen Hirntumor geheilt haben. Leider seien die Telefonnummern der Genesenen alle in dem Handy, das ihm vor Kurzem gestohlen wurde, doch die Ex-Drogenabhängige komme ihn aus Dankbarkeit jedes Jahr an Weihnachten besuchen. Dann könne sie ja berichten. Ein Blinder, den er sehend gemacht hat, habe gerade gestern vorbeigeschaut.

24 jeweils vier Quadratmeter große Hütten ohne fließend Wasser vermietet der Heiler an seine Patienten – für umgerechnet 4,75 Euro im Monat. Um die Wunderquelle hat sich eine kleine Stadt des Elends gebildet, in der die Unheilbaren oft jahrelang auf Erlösung warten – und nicht selten doch sterben.

Die Einnahmen aus der Vermietung der kümmerlichen Hospizzellen spendet Bahtawi Gabriel Medhin der nahe gelegenen Kirche. Er ist kein böser Mensch. Im Gegensatz zu manch anderem Wunderheiler hat er nichts dagegen, wenn seine Jünger – mehr als drei Viertel von ihnen sind HIV-positiv – neben den morgendlichen Güssen auch von Ärzten verschriebene Medikamente nehmen. Der Priester mit der tiefen, ruhigen Stimme und der charismatischen Ausstrahlung ist ein unbelehrbarer, unverbesserlicher Überzeugungstäter.

„Im Vergleich zu Gottes Allmacht ist die Wissenschaft sehr klein. Ich habe schon so oft Forscher aus aller Welt eingeladen, damit sie sich selbst ein Bild vom Erfolg meiner Behandlung machen können. Aber sie wollen einfach nicht glauben, was sie hier mit eigenen Augen sehen können. Ich glaube, sie wollen Aids nicht ausrotten“, meint der Gottesmann. Woran das liegt? „Vielleicht wollen sie weiterhin ihre teuren Medikamente verkaufen“, mutmaßt der Heiler.

Während er in seinem fensterlosen Büro von seinen Therapieerfolgen erzählt, schreien vor der Tür wieder Frauen unter scheinbar höllischen Qualen. „Das sind nicht die Frauen. Das sind die Teufel. Sie spüren meine Anwesenheit“, meint der Priester, der angeblich noch nie eine Frau im biblischen Sinne kennengelernt hat.

Der scheinbar vor Gesundheit strotzende Heiler feit sich – quasi prophylaktisch – vor Gebrechen jeder Art, indem er sich selbst täglich von einem seiner sechs Gehilfen mit dem heiligen Wasser übergießen lässt und das Elixier trinkt. Doch vor einer hartnäckigen Erkältung, die ihn gerade plagt, haben ihn weder die abhärtenden Güsse noch seine grüne Regenhose schützen können. Ein schleimiger Husten rasselt in seinen Bronchien, als Bahtawi Gabriel Medhin am nächsten kühlen Morgen den gelben Plastikkanister in die Hand nimmt. Vor ihm kauert wieder Tigest. Gleich werden die Teufel in ihrem Körper wieder schreien.

P.S: Auch ich habe mich im Morgengrauen von Bahtawi Gabriel Medhin mit dem heiligen Wasser taufen lassen. Der Priester gab mir den Namen Gebrselassie, Diener der Dreifaltigkeit. Auch ich habe geprustet und gestöhnt, allerdings lag das, glaube ich, weniger an den in mir wohnenden Teufeln, sondern vielmehr daran, dass das Wasser einfach verdammt kalt ist.

## Zen-Meditation bei Katholiken, Esoterik bei Protestanten

Elemente anderer Religionskulturen werden in den Alltag christlicher Kirchen integriert. Diese sind offenbar nicht mehr spirituell genug

- Zu Pfingsten, dem „Gründungstag der Kirche“, wird viel über die notwendige geistliche Erneuerung diskutiert

**GERNOT FACIUS**

Joachim Wanke (70), der katholische Bischof von Erfurt, ist ein sanfter Prediger. Kommt die Rede auf die Erneuerung der Kirche, bekommen seine Sätze aber die Wucht von Hammerschlägen: „Es sollte alles auf den Prüfstand, was im Leben unserer Ortskirchen eine säkulare Eigendynamik entwickelt und sich von der Mitte des Evangeliums entfernt. Wir brauchen eine neue Verständigung über das, wozu Kirche eigentlich da ist. Es ist falsch zu glauben, wir müssten eine Gegengesellschaft zur Welt bilden.“

Der Bischof aus der ostdeutschen Diaspora reist seit Jahren durch die Diözesen, um seine Vision einer veränderten Kirchengestalt zu erklären. Seelsorge in „Lebensräumen“ werde immer wichtiger als jene an Wohnorten, die gute alte Pfarrei sei bis heute der Normalfall, aber es seien auch andere Modelle denkbar. „Vor-Ort-Gemeinden“ etwa, die von Initiativkreisen und Kerngruppen getragen werden. Und den Pessimisten unter seinen Glaubensgeschwistern, die unter dem Säkularisierungsschub leiden, hält der Bischof mutig entgegen: Die derzeitige Verunsicherung der Christen sei „Gnadenzeit, nicht Zeit des Unheils“, in mancher Hinsicht lebe man heute religiös ehrlicher als frühere Generationen.

An der Frage nach der künftigen Sozialgestalt der Kirche scheiden sich freilich die Geister. Gemeinschaftsbildung und personenbezogene Sorge um Menschen in spiritueller Not ist ohne die Nähe zu kompetenten Seelsorgern „vor Ort“ kaum vorstellbar. „Hirt und Herde“, Pfarrer und Pfarrei, wurden vom Trienter Konzil (1546–1563) in ein überschaubares Zueinander gebracht. Das ist weitgehend Vergangenheit. Die Institutionen der Kirche, klagt der Sozialethiker Friedhelm Hengsbach, ein Jesuit, seien für viele Glaubende zu „Räumen der Fremde“ geworden. „Das Volk Gottes lebt im Exil, innerhalb und außerhalb der Kirchen.“ Die Kirche als Megakonzern ist nach Hengsbach offenbar gewillt, den Preis hierarchischer Zentralität mit dem größeren Abstand zu den Orts- und Personalgemeinden zu bezahlen. Aber eine Kirche, die dem Lebensstil mobiler Großstadtmilieus nachjage, sei in Gefahr, sich der Unterschicht, dem ländlichen Raum und gewachsenen Stadtteilkulturen zu entfremden. Die Proteste gegen die Bildung von Großpfarreien in fast allen 27 deutschen Bistümern sprechen für sich.

Die Kirche in Deutschland ist durch das finstere Tal der Missbrauchsaffären gegangen, sie erkennt aber immer deutlicher, dass die Ursachen der Krise tiefer liegen: am Verlust geistlicher, spiritueller Kraft. Strukturelle Reformen sind nötig, aber vor allem brauche man eine „geistliche Erneuerung von innen her“, so deutete der deutsche Kurienkardinal Walter Kasper just vor Pfingsten, dem „Gründungstag der Kirche“, die Situation in seinem Heimatland. Der „Milieukatholizismus“ sei am Ende, Kaspers Hoffnung gilt einer „kreativen Minderheit“, aus ihr könne eine erneuerte Kirche entstehen. In ihrer Beurteilung der Lage unterscheiden sich Wanke und Kasper kaum vom Tübinger Theologen Hans Küng, dem bekanntesten katholischen Papstkritiker. Christlicher müssten die Kirchen sein, die katholische wie die evangelische, fordert Küng in seinem neuesten Buch „Ist die Kirche noch zu retten?“. Sehe man sich in seiner Kirche überhaupt noch konfrontiert mit der ursprünglichen christlichen Botschaft, ja ganz praktisch mit Jesus Christus selbst, auf den sich jede Kirche theoretisch berufe, fragt der Professor. „Oder trifft man in ihr nur auf ein christlich etikettiertes kirchliches System?“ Küngs protestantischer Kollege Friedrich Wilhelm Graf vergisst bei seiner Aufzählung der „Kardinal-Untugenden“ der Kirchen wie Sprachlosigkeit, Selbstherrlichkeit und Zukunftsverweigerung nicht die Versuchung, Elemente anderer Religionskulturen ins eigene kirchliche Leben zu integrieren – mit der Folge, dass „mitten in Kirchen buddhistisch Gestimmte glaubensgewiss ihre Reinkarnation bezeugen, manche Protestanten sich nach Weihrauch und Ikonenkuss sehnen und wieder andere bekunden, nur durch indianisch-naturreligiöse Riten lasse sich der Klimawandel meistern“.

Graf hat sich im Lande umgesehen und irritiert beobachtet, dass zum Beispiel das Bildungswerk in Erzbischof Robert Zollitschs Freiburger Erzdiözese Veranstaltungen zu Zen-Meditation, Fußreflexzonentherapie, Yoga, Tai-Chi und ein Bach-Blüten-Seminar anbietet. Im Umfeld einer evangelisch-lutherischen Landeskirche werde das esoterische Enneagramm vertrieben, ein neunspitziges Symbol zur autosuggestiven Lebensbewältigung. Ja, es gebe im Protestantismus eine „große Offenheit“ für Esoterik, sagt Michael Utsch von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen Berlin der „Welt“. Auch asiatische Konzepte und Körpertherapie-Methoden seien sehr ausgeprägt. Der Experte führt diesen Trend auf die vielerorts „blutleere, verkopfte“ Verkündigung in der „Kirche des Wortes“ zurück. Utsch möchte den Einbruch der Esoterik in die Kirchen nicht in Bausch und Bogen verdammen, „aber man muss schon auf die Fähigkeit zur Unterscheidung“ achten. In protestantischen Landeskirchen kommt man der Sehnsucht von Gläubigen nach sinnlichen Angeboten und Ritualen mit Segnungsgottesdiensten und sogenannten Thomas-Messen entgegen.

Beide großen Kirchen stehen vor den gleichen Problemen: Erfüllen sie die spirituellen Bedürfnisse ihrer Mitglieder? Der Pastoraltheologe Paul M. Zulehner, Berater mehrerer deutscher Diözesen, wirbt seit Jahren für eine neue Kultur und Qualität katholischer Gottesdienste. Sein bitterer Befund: Die einen verließen die Kirche, weil sie spirituell nicht (mehr) suchten, und andere gerade deshalb, weil sie suchen: „So paradox es klingt: Spirituell Suchende verlassen eine unspirituelle Kirche.“ Oder, wie der evangelische Theologe Trutz Rendtorff schon vor Jahren notiert hat: In Deutschland wachse das „Christentum außerhalb der Kirche“.